

dtv

Eines Morgens, beim Frühstück, entschied Gideon, Urlaub vom Leben zu nehmen. Amia saß da und sah ihn an, und er entschuldigte sich nicht. »Ich bin 39«, sagte er, »und habe das Hirn eines Hundertjährigen, mit Tonnen von Überflüssigem.« Nadav, der kleine Sohn, sah dem Vater beim hastigen Packen zu, dann gab es »eine Umarmung, die die Vergangenheit einschloss, und einen Kuss, der vor der Zukunft erschrak«, und Gideon war weg.

Gideon, der Starverteidiger, und Amia, die erfolgreiche Steuerberaterin waren ein brillantes Paar gewesen, zusammen mit dem fünfjährigen Sohn das Inbild einer modernen Familie. Doch als Amias Eltern starben, gönnte Amia sich einen Luxus: Sie ließ Geld Geld sein, gab ihren Job auf und führte den elterlichen Lebensmittelladen weiter. Nun, da auch Gideon seine Karriere an den Nagel hängen und nach Eilat gehen will, um sein Ich wieder zu finden und als Fischer zu leben, sieht Amia nicht nur ihre Liebe, sondern auch ihre Freiheit bedroht. Wie groß diese Bedrohung tatsächlich ist, ahnt sie noch nicht. Doch Amia ist klug: sie weiß, das Unausweichliche hinzunehmen. Und sie liebt ihren Sohn und das Leben.

Mira Magén, Anfang der fünfziger Jahre in Kfar Saba (Israel) geboren, blieb der orthodoxen, ostjüdisch geprägten Welt ihrer Kindheit bis heute verbunden, die Stationen ihrer Biographie verraten jedoch eine Revolte: Studium der Psychologie und Soziologie, Ehe und Kinder, alle fünf Jahre ein anderer Beruf – Lehrerin, Sekretärin, Krankenschwester und schließlich Schriftstellerin. Magén zählt neben Zeruya Shalev zu den bedeutendsten Autorinnen ihres Landes. Ihr Werk, das Romane und Erzählungen umfasst, wurde vielfach ausgezeichnet. Mira Magén lebt in Jerusalem und hält viel beachtete Poetik-Vorlesungen, u. a. an der Hebräischen Universität Jerusalem.

Mira Magén

Wodka und Brot

Roman

Aus dem Hebräischen

von

Mirjam Pressler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Mira Magén
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Klopf nicht an diese Wand (12967)
Schließlich, Liebe (13201)
Als ihre Engel schiefen (14052)
Schmetterlinge im Regen (24596)
Die Zeit wird es zeigen (24747)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



2. Auflage 2015
2015 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2010 by Mira Magén
Titel der hebräischen Originalausgabe:
‛Wodka ve Lechem‛
(Kinneret, Zmora-Bitan, Dvir – Publishing House Ltd.)
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Published by Arrangement with
The Institute for the Translation of Hebrew Literature
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Susanne Böhme unter Verwendung eines
Fotos von plainpicture/ballyscanlon
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14376-9

Für meinen Freund,
den Richter Schmulik Baruch,
der dem Schicksal in die Augen schaut,
voller Menschlichkeit und Edelmut

1

Die Neumondnacht war dunkel, der Hof verschmolz mit dem Wäldchen zu einer dunklen Einheit. Die Hunde lagen in ihren Hütten und warteten auf den neuen Mond, sie bellten nicht und sie kamen auch nicht angelaufen, als sie hörten, dass an die Küchentür geklopft wurde, erst leise, dann hart und durchdringend.

Ich hatte den Alten gebeten, eine Beleuchtung außen über der Küchentür anzubringen, die uns vom Wäldchen trennte, aber der Alte hatte es abgelehnt. »Hören Sie auf, mich zu bedrängen, er hat uns den Mond gegeben, damit er die Nacht regiert. Wenn es Ihnen nicht recht ist, brauchen Sie das Haus ja nicht zu mieten.«

Und obwohl er keine Lampe anbrachte, mietete ich das Haus mit dem hinfalligen Zaun, das letzte in einer Reihe und die erste Anlaufstelle für Tiere und Menschen, wenn sie aus dem Wäldchen traten. Vier Monate wohnten der Junge und ich nun schon hier, und wir kannten die verschiedenen Geräusche, die die Stille unterbrachen, platzende Kiefernzapfen, schlüpfende Grillen, und auch mit den lautereren Geräuschen waren wir schon vertraut, doch ein solches Klopfen an der Küchentür hatten wir noch nicht gehört.

Ich hatte Angst. Wer das Gute suchte, würde durch die Vordertür kommen, er würde nicht den Weg ums Haus und die feuchten Beete nehmen. Nur eine alte und morsche Holztür befand sich zwischen mir und demjenigen, der auf der anderen Seite schnaufte, und ich hatte noch nicht einmal ein Messer zum Fleischschneiden, nur ein Gemüsemesser lag in der Schublade, deren Quietschen meine Bewaffnung verraten würde. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Der Alte würde nicht hören, wenn ich das Fenster öffnen und zu seinem Haus hinüberschreien würde, sein Schnarchen und seine fest geschlossenen Rollläden schirmten ihn von der Welt und den anderen Bewohnern außerhalb der Rufweite ab, und wer weiß, wie der bedrohliche Fremde, der dort in der Dunkelheit vielleicht noch zwischen Böswilligkeit und Aufgeben schwankte, auf einen Schrei reagieren würde. Ich rührte mich nicht. Vielleicht würde er jetzt von der Armseligkeit der Tür auf die Armseligkeit der Beute schließen, sich die Sache überlegen und abziehen.

Während ich noch dastand und über seine Pläne nachdachte, schlugen zwei Fäuste gegen die Tür, eine auf der rechten Seite, eine auf der linken, und ich wusste nicht, ob wir von einem Rowdy bedroht wurden oder von zweien. Mein Junge war dünn, wog weniger als zwanzig Kilo, ich hätte ihn leicht aus dem Bett heben, ihn zur Vordertür tragen und fliehen können, doch der nächste Angriff ließ den Türstock erzittern und scheuchte Generationen von Holzwürmern und Glühwürmchen auf, die sich darin niedergelassen hatten. Ich stand starr wie bei einer Röntgenaufnahme, reglos und ohne zu atmen, vor der Tür, die an Naivität und wackligen Angeln hing. Der Griff bewegte sich, ich streckte die Hand nach dem Riegel aus, wenn der Fremde eindrang, würde ich angreifen, damit er mich miss-

handeln würde und nicht den Jungen, und weil mir nichts Vernünftiges übrig blieb, wandte ich mich an Gott und flehte ihn an, mich vor allem Übel und vor wilden Tieren zu schützen, und damit zog ich am Riegel und riss die Tür mit einer so heftigen Bewegung auf, dass die Dunkelheit hereinbrach und auf der Schwelle die Gestalt eines Menschen taumelte. Sein Gesicht konnte ich nicht erkennen, es wurde von der Dunkelheit verschluckt.

»Wasser«, röchelte er mit einer von Krankheit oder Zigaretten heiseren Stimme. Und ich, statt wegzulaufen, bewegte mich auf ihn zu, er sollte zuschlagen, damit ich es ihm zurückgeben konnte, damit Gott half. Er wich nicht zurück, er blieb in der Dunkelheit und ich im Licht, und zwischen uns gab es so gut wie keinen Abstand. Aus seinem Mund kam ein scharfer Geruch nach Alkohol, kein Wunder, dass er nach Wasser verlangte, der Alkohol hatte ihn ausgetrocknet und seine Körperflüssigkeit aufgesaugt. Die Erkenntnis, es mit einem Betrunkenen zu tun zu haben, war im ersten Moment beruhigend, im zweiten besorgniserregend. Er schwankte, er war erledigt, ich würde ihn überwältigen und die Polizei rufen können, den Notarzt, die Feuerwehr, irgendjemanden, der nachts Betrunkene aufflas und ins Leben zurückbrachte. Doch andererseits zerstört Schnaps Vernunft und Gewissen, er könnte mir eine leere Flasche über den Kopf hauen oder mir die Hände, die vorhin an die Tür geklopft hatten, um den Hals legen. Ich machte einen Schritt zu viel und schob ihn mit dem Ellenbogen nach hinten, er war leicht, in der Dunkelheit war seine Wildheit nicht zu erkennen, er machte einen Satz. Ich wich in die Küche zurück, und plötzlich warf sich der Besucher auf mich und stürzte auf den Küchenboden. Das Licht fiel auf ihn, sein Gesicht lag auf dem Boden, ich

sah seinen Rücken, der sehr mager war, die schmutzigen, zerrissenen Jeans, einen Geldbeutel, der aus seiner hinteren Hosentasche lugte. Seine Haare waren schwarz und wirr und steckten voller Kiefernadeln, die Knie hatte er angezogen, an seinen Schuhsohlen hing Schmutz. Ein Häufchen Mensch, das sich im nächsten Moment hochrappeln und auf mich stürzen könnte. Ich befand mich in Griffweite zu meinen unkonventionellen Waffen, einer langen Schöpfkelle aus rostfreiem Stahl und einer Nudelrolle.

Plötzlich richtete sich der Mann auf, schrie wieder »Wasser«, und sein Gesicht war zu sehen, genauer gesagt, ihr Gesicht, das zerschlagene, blasse Gesicht einer jungen Frau. Eine violette Beule unter einem Auge, eine geschwollene Nase, aufgeplatzte Lippen. Ich ging zum Wasserhahn und füllte einen Wegwerfbecher und achtete darauf, nicht den Kontakt zu dem blau geschlagenen Auge zu verlieren, eine verletzte Tigerin hat nicht viel zu verlieren. Sie streckte die magere Hand nach dem Wasser aus, trank, verspritzte etwas mit zitternden Lippen, das Wasser lief über ihr Kinn, ich nahm ihr den Becher aus der Hand und flößte ihr das Wasser ein, sie war zu betrunken, um sich zu wehren.

»Noch«, brachte sie mit Mühe heraus.

Blut verschmierte den Rand des Bechers, ich füllte ihn wieder und hielt ihn ihr an den Mund, sie schief ein, während das Wasser ihr noch durch die Kehle rann, und sank rückwärts auf den Boden. Ich warf den Becher in den Mülleimer und stand vor der Gestalt, die von irgendwoher aufgetaucht und auf meinem Küchenfußboden gelandet war. Ich hatte keine Ahnung, wen ich benachrichtigen sollte. Die Polizei? Den Notarzt? Beide? Sie würden kommen, mit einem Krankenwagen, sie abholen und verschwinden, und ich würde nie erfahren, woran die Frau litt, die hier

vor meinem Küchentisch auf dem Boden lag, vor wem und vor was sie geflohen war. War sie angegriffen worden? War sie vor einem Verbrechen geflohen? Wie alt war sie? Siebzehn? Zwanzig? Ein Mädchen? Eine Frau? Ihr Körper war mager und jugendlich, mit kleinen Brüsten und einem dünnen Hals. Das Gesicht war hart. Das Leben hatte sie gezeichnet, hatte ihr Kinn spitz und ihre Kieferknochen hart gemacht und ihren Wangen die Weichheit und das Fleisch genommen. Sie schlief, als wäre ihr Gehirn vom Alkohol aufgeweicht, mit offenem Mund und verkrustetem Blut an den Lippen. Ich könnte sie auf den Bauch drehen, ihren Geldbeutel aus der Tasche ziehen und nach Hinweisen auf ihre Identität suchen. Sie war so dünn, ich könnte sie zur einzigen Straße ziehen, die das Dorf der Länge nach teilte. In der Dunkelheit der Neumondnacht trieben sich noch nicht einmal die Hunde draußen herum, und wenn ich sie zur Straße brächte, würde sie bis zum nächsten Morgen keiner stören, und am Morgen würde irgendjemand sie finden und etwas unternehmen, ich hätte das Meine jedenfalls getan.

Ich zog sie nicht woandershin, ich rief niemanden an, ich drehte sie nicht um und nahm ihr nicht den Geldbeutel aus der Hosentasche. Ich deckte sie mit einer alten Decke zu, machte das Licht in der Küche aus, ließ sie auf dem Fußboden zwischen dem Tisch und dem Spülbecken liegen, im Niemandsland zwischen den Problemen, die sie hatte und die sie noch haben würde. Ich stellte mir ein Klappbett neben das Kinderbett, um auf den Jungen aufzupassen, falls der Schatten, der auf dem Küchenboden lag, auferstehen und überraschend hereinkommen würde. Ich konnte nicht einschlafen. Sie war verletzt, vielleicht war sie dem Ende nahe, und was wäre, wenn sie neben meinem Tisch ihr

Leben aushauchte? Wenn die Polizei erfuhr, dass in meiner Küche eine Leiche lag, würde man eine Erklärung verlangen, man würde mich als Hauptverdächtige betrachten und mich einsperren, solche Sachen hatte es schon gegeben. Ich sprang vom Klappbett und rannte in die Küche. Ihre Atemzüge glichen nicht dem abgehackten Schnaufen einer Sterbenden, sie waren regelmäßig und gaben Alkoholmoleküle frei, ein ganzer Weinkeller floss durch ihre Adern. Ich legte mich wieder hin. Nadavs Atemzüge gaben CO₂-Moleküle frei, und Unschuld. Er würde sie am Morgen entdecken, ich hatte die Benachrichtigung des Gesetzes auf den Morgen verschoben, etwas, was kein vernünftiger Mensch getan hätte. Gideon, mein Mann und der Vater des Jungen, hätte ohne zu zögern die Polizei gerufen, zum Besten der Allgemeinheit und der geschlagenen Fremden, und er hätte das Ereignis nach wenigen Sekunden aus seinem Gedächtnis gelöscht, weil es nicht gut war, sich mit Dingen zu belasten, die einen nichts angingen. Aber Gideon war nicht hier.

Nadav drehte sich um und murmelte im Schlaf. Ich zog die Decke über seinen Nacken, und er reagierte nicht. Ich saß in dem Klappbett, das unter mir knarrte. Die Ruhe wurde nur kurz unterbrochen, dann war es wieder still. Der Himmel im Fenster war schwarz und zeigte nicht, wie lange es noch bis zum Morgen dauern würde, die Schatten der Möbelstücke waren wie Menschen, und das menschliche Bündel auf dem Küchenfußboden schien anzuschwellen und größer zu werden. Wäre Gideon bei mir, wären weiterhin Kiefernzapfen und Nadeln von den Bäumen gefallen, die Kiefernadeln, und was in der Küche lag, wären nichts anderes gewesen als fünfundvierzig Kilo Armseligkeit, die man dem passenden Amt auszuhändigen hätte, dem Ge-

setz, dem Entzug, dem Sozialamt, der Krankenkasse, dem Gesundheitsamt, irgendeinem oder allen zusammen. Aber Gideon war nicht hier. Vier Monate lang fütterte er Fische im Roten Meer, und ich und der Junge waren hier.

Ich fürchtete einzuschlafen, ich hatte Angst, die Ereignisse des Morgens würden ohne mich beginnen, ich wollte sehen, wie Nadav aufstand, ich wollte die Ausnüchterung der Besucherin bewachen, damit sie ihn nicht schnappen und sich in der Küche verbarrikadieren, ihm ein Messer an den Hals halten und drohen konnte, einen Flug nach Honolulu zu buchen oder den Jungen zu töten, wie Samson gesagt hatte: Meine Seele sterbe mit den Philistern. Ich hatte noch alles in der Hand, ich konnte die Polizei anrufen, ich konnte sie ins Wäldchen schleppen oder auf der Schwelle des Alten ablegen, als geheimnisvolles, rätselhaftes Geschenk. Ich hatte schon öfter Kisten mit fünfundvierzig Kilo Milchpackungen oder eingelegten Oliven geschleppt. Meine Armmuskeln waren kräftiger geworden, seit ich das Lebensmittelgeschäft übernommen hatte. Ich lag wach im Bett, die Nacht dämpfte die Formen, im Fenster vereinte sich die Dunkelheit drinnen mit der Dunkelheit draußen, meine Augen fanden nichts, woran sie sich festhalten konnten, und fielen zu.

Nadav riss mich aus dem Schlaf. »Steh auf, steh auf, Papa ist gekommen.«

»Bleib hier, das ist nicht Papa.«

»Aber ich habe gehört, dass in der Küche ...« Er war gekränkt und fragte, wer das sei, wenn nicht sein Vater, und warum ich heute Nacht neben ihm geschlafen hatte.

»Komm«, sagte ich. Es war wirklich Morgen, die Vögel zankten sich auf dem Dach des Alten, der Hahn der Horo-

witz krächte, und die Hunde bellten. »Komm.« Ich gab ihm die Hand und wir gingen in die Küche.

Die Schnapsleiche der vergangenen Nacht saß vor dem Kühlschrank, schaute uns herausfordernd entgegen und sagte: »Los, nun ruf doch schon die Polizei.«

Sie war blass und wild und hatte die Beine gespreizt, dazwischen war ein Dreieck des Fußbodens zu sehen, sie berührte mit dem einen Fuß das Tischbein, mit dem anderen den Kühlschrank, Walderde bröckelte von ihren Schuhen.

Nadavs Hand klammerte sich an mein Kleid, das ich gestern getragen und in dem ich nachts geschlafen hatte. Er stand einen Schritt hinter mir und betrachtete die Besucherin.

»Nun, worauf wartest du, nun ruf schon an«, stieß sie aus.

Nadav zog noch fester an meinem Kleid.

»Ich mache dir Kakao«, sagte ich zu ihm und hob erst den einen Fuß über den fremden Oberschenkel, dann den anderen. Sie bewegte sich nicht, gab kein Stück des Territoriums frei, das sie sich erobert hatte. Ihr Kiefer und ihr Kinn zeigten, dass sie schon einiges mitgemacht und überlebt hatte, aber vom Hals abwärts war sie ein Kind.

»Willst du auch Kakao?«, fragte ich sie, vor allem wegen ihres Halses.

»Lachst du mich aus?« Ihr Blick glitt über mich, traf meine Augen und hielt ihnen stand. Ich stellte Wasser für drei Tassen auf, wartete, dass es anfang zu kochen, und der Junge stand neben mir, hielt sich noch immer an meinem Kleid fest und starrte die Fremde an, die anders aussah als alles, was er kannte. Ich war mir nicht sicher, ob sie eine unterentwickelte Frau oder ein frühreifes Mädchen war, doch aus Mitleid bereitete ich ihr einen Kakao wie für den Jungen, sehr süß und mit einem Klacks Sahne, und stellte

ihr die Tasse zwischen die Füße. Ich setzte Nadav an den Tisch und tat, als wäre nichts passiert. Als würden wir nicht hören, wie ein dritter Mund schlürfte und wie das Getränk in einen leeren Bauch gluckerte, und als würde kein Fuß gegen das Tischbein treten und unsere Tassen erzittern lassen. Sie trank die Tasse leer, stand auf, fragte, wo die Toilette sei, ließ die leere Tasse auf dem Fußboden stehen und ging zum Flur. Die Badezimmertür wurde aufgemacht und zugeknallt. Meine Cremes und das wenige Schminkzeug waren nun in ihrer Reichweite. Ingeheim beschloss ich, alles wegzuworfen, denn Gott weiß wie viele Viren und Pilze in ihr brüteten. Ich würde auch das große Handtuch wegwerfen, das Toilettenpapier und die Zahnbürsten. Sie hielt sich lange dort auf, bis wir die Wasserspülung hörten. Der Junge fragte, warum sie Wunden am Mund habe und wie lange sie bei uns bleibe, und ich, statt ihm zu antworten, sagte: »Du gehst nicht auf die Toilette, bis ich alles geputzt und die Kloschüssel desinfiziert habe, bis dahin machst du in ...«

»Nun, hast du die Polizei angerufen? Sie werden mir nichts tun, ich bin minderjährig, sie werden mich mitnehmen in die Stadt, das ist alles.« Sie kam vom Badezimmer zurück, wie sie hineingegangen war, wild, mit Kiefernadeln, die von ihrem Kopf abstanden wie die Stacheln eines Stachelschweins. Die Blutkrusten an ihren Lippen waren verschwunden, vermutlich befanden sie sich jetzt an dem kleinen Handtuch, das ich ebenfalls wegwerfen würde. Sie hatte mein Make-up nicht benutzt, um die blaue Beule unter ihrem Auge abzudecken oder um ihre Blässe zu kaschieren, doch aus ihrem Mund kam der Erdbeergeruch von der Zahnpasta des Jungen. Und während ich bei ihr nach flüssigen, trockenen oder riechenden Anzeichen

suchte, zitterten ihre Knie und sie berührte nervös die Lippen.

»Wähl schon, eins null null, sag ihnen, die kleine russische Hure, dann sind sie in fünf Minuten hier.«

Nadav sprang wie eine Heuschrecke vom Stuhl, rannte in sein Zimmer und kam mit meinem Telefon zurück. »Ruf an, Mama, ruf schon an.«

Er wollte, dass die Welt wieder zu ihrem Normalzustand zurückfand, er wollte die Fremde nicht hier bei uns haben, und vor allem wollte er, dass ein richtiger Streifenwagen mit richtigen Polizisten zu uns kam. »Los, Mama, wähle eins null null.«

»Ich rufe nirgendwo an.«

Beide erwarteten, dass ich etwas unternahm, und hörten von mir nur, dass ich sie nicht hierhergebracht hatte und es nicht meine Angelegenheit war, wohin sie gehen würde.

»Also gehe ich nirgendwohin.« Sie setzte sich wieder auf den Fußboden, spreizte die Beine und bat um eine Zigarette.

»Es gibt keine Zigaretten. Komm, mein Junge, wir ziehen dich an.«

Er hielt sich an mir fest, zog seine Hose an, fragte, was eine russische Hure sei, und rannte barfuß in die Küche, um sich zu vergewissern, dass die Chance, richtige Polizisten zu treffen, noch nicht verschwunden war.

»Wie heißt du?«

Sie hatte keinen Akzent, und ihrer Stimme fehlte jede Weichheit.

»Nadav.« Er stützte sich mit beiden Händen am Türstock ab und war so aufgeregt, als wäre er zu einem König gerufen worden.

»Und deine Mutter?«

»Amia.«

»Ihr habt ausgefallene Namen. Raucht deine Mutter?«

Während sie fragte und er antwortete, verdeckte eine Wolke die Sonne, ein Vogel flog über das Haus und schrie, und ich war nicht bereit, darin ein Vorzeichen für die Zukunft zu sehen. Das Leben nimmt seinen Lauf, und nichts hängt mit nichts zusammen. Die Wolke tat, was sie wollte, der Vogel tat, was er wollte, und beide hatten nichts mit unserem Schicksal zu tun. Auch der Junge tat, was er wollte. Nachdem er vergeblich erwartet hatte, dass ich telefoniere, packte er das Telefon, drückte mit ungeübten Fingern eins null null und sagte aufgeregt und ernsthaft: »Kleine russische Hure.«

Das Lachen der Besucherin erfüllte die Küche. »Was für ein kleiner Mistkerl!«

Der diensthabende Polizist versuchte, die Meldung zu entschlüsseln, und der Junge, erregt von der göttlichen Stimme, die aus dem Handy an sein Ohr drang, stammelte unsere Adresse, machte das Gerät schnell aus und vervollständigte seine Toilette, um bereit zu sein. Er zog das T-Shirt mit dem Delfin an, das er von Gideon bekommen hatte, rannte zum Fenster, beobachtete die Straße und wartete. Er beugte sich vor, der Delfin auf seiner Brust wurde gegen das Fensterbrett gedrückt, war aber noch immer auf dem Sprung, einmal in der Woche wurde er in unserer schwächlichen Waschmaschine gekocht und war abgehärtet.

Es war schwer zu wissen, was die Erwartung des Jungen in der Welt bewirkte, bis wohin die Luft gelangte, die er ausatmete, wie schnell sie hinaufstieg zum Sonnenboiler, über dem Stadtturm verschwand und auf die Polizeistation am Russischen Platz sank.

Der Aufschrei »Mama, Polizei!« ließ das Mädchen auf dem Küchenfußboden aufspringen. Zwei richtige Polizisten, keine aus Legosteinen und nicht Playmobil-Polizisten, stiegen in blauen Uniformen aus dem weißen Streifenwagen.

Sie fragten, ob ich wisse, wen ich in mein Haus geholt hätte. Ich sagte, ich hätte sie nicht geholt, sie sei von sich aus hereingekommen.

»Komm, Madonna«, sagte einer der beiden, »schon wieder so ein Blödsinn, hörst du denn nie auf damit. Es geschieht dir recht, schau nur, was sie dir für ein Veilchen verpasst haben.«

»So, wie Sie sie vor sich sehen, und schon eine dicke Akte bei der Polizei«, sagte der andere Polizist. »Was heißt da dicke Akte, einen ganzen Aktenkoffer hat sie. Los, Madonna, steig ins Auto.« Geschmeidig wie eine Katze schob sie ihren schmalen Rücken auf den Rücksitz des Streifenwagens, schnallte sich an, öffnete das Fenster und schrie dem Polizisten zu: »Gib mir eine Zigarette, Ja'akov, ich bin ganz ausgetrocknet.«

Der Junge, fasziniert von der Szene, drückte eine Hand aufs aufgeregte Herz, mit der anderen winkte er ihr zu, und sie winkte zurück, in der Hand eine Zigarette, die der Polizist ihr gegeben hatte. »Bye, Nadav«, rief sie aus dem Autofenster und begleitete ihre Worte mit Rauchringen.

»Bye, Madonna«, rief Nadav aus vollem Herzen, aber mit einiger Verzögerung, sein Ruf folgte dem Streifenwagen, solange es möglich war.

»Ich hab sie gerufen, ich. Komm, rufen wir Papa an und erzählen es ihm. Schade, dass sie schon weg sind, ich wünschte, sie würden noch einmal kommen. Glaubst du, dass ...« Er war glücklich, bis er den Alten aus seinem Haus

treten sah, der sein langes Kinn in unsere Richtung reckte, auf uns zukam und seinen schmalen Schatten über unsere Füße warf.

»Was hat die Polizei hier gewollt?«, fragte er blinzeln. Er bewegte den Rücken, der schon gebeugt war, bereit, das Geständnis der Angeklagten anzuhören.

»Der Polizist ist ein entfernter Cousin von mir, er war in der Nähe und hat schnell mal guten Tag gesagt.«

»Und das Mädchen, das sie von hier mitgenommen haben?«

»Das ist seine Tochter. Sie hat heute Nacht bei uns geschlafen.«

»Sie heißt Madonna«, mischte sich der Junge ein. Ich nahm seine Hand und drückte sie, um ihn zum Schweigen zu bringen, ohne ihm wehzutun.

Der Alte kniff ein Auge zu und richtete das andere auf Nadav. Ein Vogel flog vom Dach seines Hauses zu unserem und zurück, Sonnenlicht fiel auf seinen haarlosen Kopf und brach sich auf dem Schädel, es drang nicht hinein, um offenzulegen, ob er mit bösen Absichten auf das Kind blickte oder es einfach nur anstarrte.

»Ich muss Ihnen sagen, meine Dame, die Tochter Ihres Cousins ist entweder magersüchtig oder drogensüchtig oder beides. Ich habe die blaue Beule gesehen, die sie unter dem Auge hat, das reicht mir. Ich erkenne diese dünnen Perversen auf einen Kilometer Entfernung. Passen Sie ja auf Ihren Kleinen auf.«

Er schob die Hände in die Hosentaschen, klimperte mit Münzen, wandte sich um und sagte: »Polizei vor dem Haus, das riecht nicht gut, meine Dame, denken Sie darüber nach.« Er ging zu seiner Tür zurück, und wir betraten unser Haus, das wir von ihm gemietet hatten.

Nadav hüpfte vor mir her, glücklich über seinen neuen Schatz. »Wir haben Verwandte bei der Polizei«, schrie er der Katze zu, die zwischen den Rosen scharfte, und den Ameisen, die auf den Kiefernzapfen herumkrabbelten, aber die Katze und die Ameisen kannten keine Polizisten, sie kümmerten sich selbst um ihre Übeltäter, sie zeigten sich unbeeindruckt von den Verwandten, die plötzlich aus dem Kreis der Gesetzeshüter aufgetaucht waren. Nadav hüpfte vor mir über den Weg und summte die Parole, die ihm das Tor zum Glück geöffnet hatte: »Kleine russische Hure, kleine russische Hure.« Die Augen des Alten drückten sich gegen einen Spalt in seinem Rollladen, seine trüben Linsen folgten mir und dem Jungen, achteten auf jeden unserer Schritte. Er hatte mich vom ersten Moment an nicht leiden können, nicht meinetwegen, sondern wegen seines Abscheus gegen die menschliche Spezies überhaupt. Unglücklicherweise sah er sich jedes Mal einem Vertreter dieser Spezies gegenüber, wenn er sein altes Haus zum Vermieten anbot, aber das Geld, das ihm das Haus einbrachte, war es ihm offenbar wert. Seine Beziehung zum obersten Herrn war keineswegs besser. Auch gegen ihn hatte er etwas einzuwenden. Er trug keine Kipa und betete nicht, das hieß, dass der da oben ihn gut kannte und wusste, was Levi sagte und was er dachte, im Guten wie im Schlechten, von ihm würde Gott nicht die Schmeicheleien hören, die im Gebetbuch standen, nie im Leben würde er sagen, dass er der Allerbarmer sei und das ganze Zeug, er hatte mit ihm noch eine Rechnung offen.

Seit vier Monaten beobachtete er von morgens bis abends unsere Schritte, als habe er uns das Haus nur vermietet, um eine Beschäftigung zu haben. Eine Frau und ein Kind, eine schwache familiäre Zelle, man konnte sie offen anstarren,